

Lévinas orientiert. Die Arbeit ist ein wichtiger Baustein in dem noch viel zu schwachen theologischen Bemühen um eine verantwortliche Auseinandersetzung mit grundsätzlichen Problemen des modernen Denkens. Sie eröffnet eine faszinierende Perspektive auf die Philosophie Lévinas', der *Ich, Gott und den Anderen* aufs engste miteinander in Beziehung setzt, ohne sie zu unzulässig zu verquicken. Sie zeigt, welcher Gewinn für die christliche Theologie aus einer gründlichen Beschäftigung mit zeitgenössischen jüdischen Denkern erwachsen kann. Werner Trutwin

Barbara Schieb, **Nachricht von Chotzen.** „Wer immer hofft, stirbt singend.“ Publikationen der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannseekonferenz, Bd. 9. Edition Hentrich, Berlin 2000. 286 Seiten.

Die Berliner Historikerin Barbara Schieb bewegt sich auf dem bislang kaum beachteten Gebiet der sogenannten „Mischehen“ und ihrem wechselnden „rasserechtlichen Status“ im Nationalsozialismus. Ihre Darstellung stützt sich auf Interviews mit den wenigen Überlebenden sowie auf einen außergewöhnlich gut erhaltenen Bestand an Fotografien, Briefen und Archivmaterialien, der ein facettenreiches Bild von Einzelschicksalen vermittelt: von Joseph Chotzen, seiner vor der Eheschließung christlichen Frau Elsa Arndt und deren vier, mit jüdischen Frauen verheirateten Söhnen. Bereits das Zitat des Titels verweist auf die besondere Situation der Berliner Juden, von denen Tausende in der Illegalität (über-)lebten, durch „Mischehen“ oder mit Hilfe von nicht-jüdischen Berlinern. Das italienische Sprichwort „Wer immer hofft, stirbt singend“ hatte einer der Söhne (Josef Chotzen, genannt Eppi) in einem Geburtstagsbrief an den Komponisten Hanning Schröder verwandt, der 1944/1945 in Berlin das Ehepaar Rewald vor der Verfolgung geschützt hatte (9). Ilse Rewalds Beitrag „Erinnerungen an eine lebenslange Freundschaft“ (161-166) verweist auf die liberale Grundhaltung der Chotzens, die sowohl die christlichen wie auch die jüdischen Feste feierten (161). Die Schicksale der einzelnen Familienmitglieder widerlegen die Meinung, daß „Mischehen“ und ihre Angehörigen von der Verfolgung ausgenommen blieben. Von der Familie Chotzen überlebten nur die Mutter, der Sohn Eppi und dessen Ehefrau Bozka (Bohumila, geb. Bytesnik) sowie die Schwiegertochter Ruth (geb. Cohn). Durch die „Nürnberger Gesetze“ galt Eppi Chotzen als „Volljude“. Da die ganze Familie – auch die Frau – Mitglied der jüdischen Gemeinde war, hatten sie nicht den Status einer „privilegierten

Mischehe“ mit den entsprechenden Vergünstigungen, sondern denjenigen von „Geltungsjuden“. Nur ein Bekenntnis zur Religionsfreiheit oder einer christlichen Religion hätte zur Einstufung der Söhne als „Mischlinge 1. Grades“ geführt.

Äußerst hilfreich ist die Ahnentafel, um die Verwandtschaftsbeziehungen, vom Leben in der Weimarer Republik über die einzelnen Stätten der Verfolgung und Vernichtung bis in das (West-)Berlin der 70er Jahre, präsent zu haben. Den Schwerpunkt bilden die dreißiger und vierziger Jahre. Aus den Sammellagern Große Hamburger Straße, Theresienstadt und dem Getto Riga trafen zahlreiche Postsendungen ein, die Elsa Chotzen und ihren Sohn Eppi in Berlin beruhigen sollten. So etwa jene vier, aus dem Deportationszug nach Theresienstadt geworfenen Postkarten von Ruth und Lisa Chotzen, die eine „unheimliche Atmosphäre von Heiterkeit“ vermittelten. Aus Auschwitz-Birkenau („Familienlager“) kam Ruth Chotzen 1944 gemeinsam mit hundert Theresienstädter Frauen zur Zwangsarbeit in ein Außenlager von Groß-Rosen im schlesischen Merzdorf (nahe Landeshut) an. Erst am 8./9. Mai 1945 befreite die russische Armee die bereits geräumten Lager, und Ruth Chotzen entging nur knapp der Vergewaltigung durch einen Soldaten. In Landeshut wurde ihr gemeinsam mit vier weiteren Frauen eine Wohnung zugeteilt. Als sich eine von ihnen – die Pianistin Karla Elkeles – an das Klavier setzte, spürten sie, „wieder Menschen zu sein“ (150). Ihr Nachbar, Herr Meier, habe fassungslos vor ihnen gestanden, erinnert sich Ruth Chotzen 1998: „Er hat wirklich nichts gewußt, und er war völlig entsetzt über das, was uns angetan worden war“ (ebd.). Barbara Schieb schildert detailgenau die Auswirkungen nationalsozialistischer Politik auf Individuen während der Schoa. Einfühlsam und mit durchgehend erzählendem Gestus erliegt sie dabei nicht der Versuchung, Verhaltensweisen oder Äußerungen tiefergehend bewerten zu wollen. Dem auch in der äußeren Gestaltung gelungenen Band ist ein fester Platz in der Fort- und Weiterbildung zu wünschen.

Andreas Disselnkötter

Franz Segbers, **Die Hausordnung der Tora**. Biblische Impulse für eine theologische Wirtschaftsethik. Edition Exodus, Luzern 1999. 445 Seiten.

Mit dem Finanzdebakel in Südostasien und in Rußland ist am Ende des 20. Jahrhunderts die schrankenlose Globalisierung eines entfesselten Marktes unter Druck geraten. Die Zeit scheint reif für die Suche nach Alternativen einer Ökonomie, die dem Leben dienlich sein kann. Bei seiner Marburger